



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

1913. * Nr. 39

Der Deserteur.

aus Portugals jüngster Vergangenheit. Von Eugen Bernard.
 (Zchluss.)

Nach "Farnaso", erwiderte Henriquez und verabschiedete sich schnell, um sogleich den Weg nach dem Schloß anzutreten. In weniger als einer Stunde hatte er den Saum des Waldes und die Stelle erreicht, wo er am vergangenen Abend sein Pferd angebunden hatte. Das Pferd war natürlich nicht mehr da, aber da es am vorhergehenden Tage stark geregnet hatte, so war der Boden noch feucht, und die Hufe des Tieres hatten sich deutlich darin abgedrückt. Neben den Hufspuren erkannte Henriquez auch die Fußspuren eines Mannes. Er stellte sofort eine genaue Untersuchung an und überzeugte sich bald, daß dieser Fuß nicht der des Grafen sein könnte. Diese ließ, selbst in Jagdstiefeln, eine schmale, längliche Spur zu. Diese aber war breit und gleich in der Form ganz dem eisenbeschlagenen Schuh eines Bauern, allerdings fehlten die Nägel darin. Henriquez schloß sogleich daraus, daß er es hier nur mit der Fußspur eines Schloßbediensteten zu tun hatte, und unwillkürlich mußte er da zunächst an Gaspar denken. Ja, diesem Verdacht konnte man alles Schlimme zutrauen, er war ihm stets unheimlich gewesen! Und da sein Verdacht nun einmal nach dieser Richtung hin gelenkt war, fragte er sich auch, warum und auf welche Weise Gaspar wohl hierher gekommen sein könnte, um das Pferd loszubinden und fortzuführen. Aber diese Überlegung beschäftigte den Scharfshund Henriquez nicht lange. Die Spuren des Mannes waren bald vor, bald hinter denen des Pferdes, was nicht annehmen ließ, daß er selbst das Pferd am Zügel geführt hatte. Das Pferd war also von einer zweiten Person gehalten worden, und Henriquez rief sofort auf den Grafen. — Nun war ihm alles klar. Gaspar hatte ihn niedergeschlagen, sich des Briefes der Donna Ines bemächtigt, war dann zu der Ruine geschlichen, von der ebenfalls in dem Briefe die Rede gewesen, und hatte den Grafen durch Nachahmung des Gulenschreies aus seinem Versteck gelockt und nach dem Schlosse geleitet.

Henriquez beeilte sich jetzt noch mehr, dorthin zu gelangen, aber es war fast Mittag, als er, immer auf den Spuren des Pfer-

des und des Fußgängers, aus dem Gehölz bei der Parkhede auftaucht. Entsetzt blieb er an dem Durchschluß der Hecke stehen, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er hatte sofort die Wolfsfalle, die man noch nicht fortgeschafft hatte, und an der noch einige Fesseln der grauen Tuchpantalone des Grafen hingen, bemerkt! Nun wußte er, warum Gaspar den unglücklichen Grafen hierher gelockt hatte!

„O dieser Schuft, dieser infame spanische Schuft!“ baßte er zornig die Fäuste. „Ach erwürge ihn, wenn ich ihn finde!“

Vielleicht hatte sich der Graf, dessen große körperliche Stärke Henriquez ja kannte, aus der Falle retten und entfliehen können?

Er sann noch über die Möglichkeit dieser Flucht nach, als er plötzlich leise seinen Namen rufen hörte. In seinem nicht geringen Erstaunen kam ihm der Mitmeister Herr de Santillana entgegen, der, wie Henriquez wußte, ein intimer Freund Josés war. In wenigen Worten hatte dieser ihm alles mitgeteilt, was sich an dem Schloß während seiner Abwesenheit ereignet hatte. Zu seiner nicht geringen Freude teilte der lebenswürdige Offizier, der davon überzeugt war, daß Henriquez mit seinem ganzen Herzen an José, dem General und Ines hing, ihm vor allem

mit, daß José im Pavillon zwar angeblickt, sich noch gefangen wäre, daß er vermutlich aber schon in aller nächster Zeit, wenn die Husaren "Farnaso" verließen, nach

Dvorto transportiert und dort gewiß sofort vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt werden würde, daß jedoch der General nach Lissabon gereist sei, um die Verurteilung Josés vom Präsidenten der Republik zu erlösen, und wohl auch Aussicht hätte, daß sie ihm gewährt würde. Er rief ihm, nachdem Henriquez offenbart hatte, daß Gaspar und wahrscheinlich auch der Visconde an der Gefangennahme Josés die alleinige Schuld trügen, sich vorläufig nicht im Schlosse sehen zu lassen, da diese bei



Neuartiger Samariterdienst der Eisenbahn. (Mit Text.)

den Patrone, obwohl auch der Visconde den General und Ines auf der Reise nach Lissabon begleitet hätte und Gaspar nirgends zu sehen sei, ihm vielleicht doch irgend etwas am Zeuge fänden könnten.

Henriquez sah ein, daß der Mitmeister recht hatte.

„Ich werde Ihren Rat befolgen, Dom Santillana“, erwiderte er. „Mögen Sie denken, daß ich von dem Schlosse, den mir der Schuft Gaspar auf den Kopf veretzt hat, getötet worden bin! Ich will sofort von hier verschwinden!“

Und mit diesen Worten froh er rasch wieder durch die Hecke zurück und war bald darauf im Gehölz der Waldschlucht unsichtbar geworden.

13. Eine letzte Bitte.

Gleich nach der Abreise des Generals und seines Neffen, des Visconde, zum Präsidenten, schrieb Donna Ines folgenden Brief an ihren unglücklichen Verlobten:

„Mein teuerster José!

Koffe! Mein Vater ist abgereist. Er wird Tag und Nacht unterwegs sein und den Präsidenten sprechen. Du wirst begnadigt werden. Der Kommandant von Porto hat sich, obgleich er ein Freund meines Vaters und untröstlich ist, Dein Kerkermeister sein zu müssen, hinsichtlich des Reglements nicht erweichen lassen. Ich habe vergebens gebeten und geklagt. Er hat mir nicht erlaubt, Dich zu sehen. „Meine Gnädigste“, sagte er zu mir, „der Wraß d'Avila ist ein entschlossener Mann, er ist unstande, alles zu seiner Flucht ins Wert zu setzen, und Ihre Liebe zu ihm ist mir im voraus ein Beweis dafür, daß Sie ihm gern zu seiner Entweidung behilflich sein würden“. Ich habe dagegen gesprochen, man hat mir nicht geglaubt. Indessen hat mir der Kommandant erlaubt, Dir zu schreiben, Dir täglich zu schreiben.

„Mein Gott! Mein Gott! wie weit die Sommerreise im Gebirge, wo der Präsident augenblicklich weilt, von hier entfernt ist! Unmöglichweise haben wir noch acht Tage vor uns. O mein Gott! Vom Fenster meines Hotels aus sehe ich den schwarzen Turm, in dem Du eingesperrt bist, mein teuerster José! Meine Augen sind beständig auf dies fürchterliche Gebäude gerichtet und suchen dessen Tiefe zu ergründen.

Was machst Du? Hast Du Mut und Hoffnung? ... O, ich weiß es wohl, wenn Du mich nicht liebst, würde das Lächeln nicht von Deinen Lippen gewichen sein, denn Du fürchtest den Tod nicht, Du bist edel und tapfer. ... Aber Du denkst an Deine arme Ines, nicht wahr? Und dann wird Dir das Herz weich und Du sagst Dir, daß Dein Tod auch ihr Tod sein würde. Aber laß sie Mut, mein Geliebter, der Präsident ist besser als Du glaubst; und er ist meinem Vater freundschaftlich zugetan. Er wird verzeihen!“

Ines Brief endigte hier noch nicht, aber das übrige enthielt nur eine lange Folge jener Herzensergießungen, jener in ihrem Durcheinander so rührenden Redewendungen, die das Charakteristische der Sprache der Liebe sind und nur für die Liebenden einen Sinn haben.

Sahen am andern Morgen antwortete José:

„Ach, Ines, meine heißgeliebte Ines, gibst Du Dich nicht einer Täuschung hin? Zählst Du nicht mit Unrecht auf das Herz und die Güte dieses Mannes, der seinen König berant hat? ... Dein Vater vermag viel, ich weiß es, aber die Hand des Schicksals hat sich wider uns erhoben, und was vermögen die Menschen gegen das Schicksal? ...

Laß indessen den Mut nicht sinken, Du geliebter Engel! Wenn ich auch nicht wünsche, daß Du Dich der Hoffnung zu sehr hingibst, so will ich doch ebensowenig, daß die Verzweiflung in Dein Herz einzieht. Gott ist gut. Er hat unsere Liebe bisher beschützt. Laß uns hoffen! ...

Man erweist mir hier alle möglichen Rücksichten; der Kommandant hat mich heimgelassen. Er ist eine offene Natur und ein wenig rauh; er hat mir nicht verhehlt, daß er Deine und Deines Vaters Hoffnungen nicht teilt.

„Ich weiß aus guter Quelle“, sagte er, daß der Präsident sehr aufgebracht ist über den hartnäckigen Widerstand, den ihr Hoyalisten im Bezirk Villa Real geleistet habt, und die Leute, die ihn auch in der Gebirgsstille umgeben und durch ihren Rat Einfluß auf ihn haben, sind noch gereizter als er ...“

Denke übrigens nicht, meine geliebte Ines, daß ich in einem Kerker bin. Nein, weit entfernt davon, man hat mir ein helles, ausständig möbiliertes Zimmer gegeben; ich habe Bücher, Papier, Zeitungen. Man behandelt mich freundlich, aber ich bin geängstigt, ich bin zum Tode verurteilt.

Höre, meine innig geliebte Ines, ich will Dir etwas anvertrauen. Man hat mich ziemlich oberflächlich durchsucht, als ich hierher gebracht wurde, und mir einen kleinen Dolch gelassen; Schandere, meine angebetete Ines, ich töte mich nur, wenn meine Begnadigung verweigert worden ist. Denn siehst Du, ich will ihnen nicht die Befriedigung gewähren, mich unter freiem Himmel wie einen Deserteur, einen Soldaten, der seiner Pflicht untreu geworden, zu erwidern. Ich weiß, daß Du, wenn es sein muß, hart bist. Nun denn, ich bitte Dich inständig, wenn Dein Vater kostlos zurückkehrt, wenn der Präsident mich nicht begnadigt, wenn ich sterben muß, so schreibst Du es mir, nicht wahr? Du schreibst es mir früh genug, daß ich Zeit habe, ein Ende zu machen. ... Ich fordere dies Versprechen von Dir, meine geliebte Ines ... Ich fordere es. Dein José.“

Sie antwortete in vier Worten: „Ich schwöre es, Ines!“

13. Ein vereiteltes Attentat.

Während Ines und ihr geliebter José sich auf diese Weise schriftlich miteinander unterhielten, ritt der General und die Visconde, der Visconde, in einer Postkutsche auf holpriger Gebirgsstraße der Sommerresidenz des Präsidenten zu. Trotzdem kamen sie schnell genug vorwärts, da der General unablässig seinen Weg mit Gold pflasterte. Er hatte sich vorgenommen, sein Ziel in kürzester Zeit zu erreichen. Als sie gegen Abend des ersten Tages auf der ersten Station, im Dorfe B., das bereits in sehr wilder, unfruchtbarer Gegend lag, ankamen, bat der Visconde seinen Onkel, der seit frühester Morgenstunde noch nichts genossen hatte, so dringend, in der Dorfschenke wenigstens eine Suppe oder irgend etwas Konsistentes zu sich zu nehmen, daß der General ihm nicht widersprechen mochte und mit ihm zusammen den elenden Mittag betrat, wo weihen der Postkutsche, der sie jetzt weiterfahren und den bisherigen Postkillion ablösen sollte, ein letztes Glas Wein trank. Es war ein nichts weniger als Vertrauen erweckender Wein. Sein dichter roter Saft, der tief in die Stirn gedrungen hatte, der hohe Mantelkragen, der auch den unteren Teil des Gesichtes bedeckte, heimelten durchaus nicht an. Der General, der sich in Eile an den in der Ecke des Zimmers gedeckten Tisch setzte, würdigte ihn kaum eines Blickes. Um so mehr schien der Visconde ihn zu beachten, und gerade als der General eifrig den beschäftigt war, den ihm angetragenen Jambisch zu verzehren, sah der Visconde dem Postkillion ein geheimes Zeichen, ihm unmerklich in das Nebengemach zu folgen.

„Bist du es, Gaspar?“ fragte er ihn dort in flüsterndem Tone. „Ja, Herr,“ war die ebenso leise Antwort, „ich habe, wie Sie es verlangten, den Postkillion bespochen, er hat mir Pferd und Wagen übergeben.“

„Ich bin mit dir zufrieden, Gaspar,“ versetzte der schnelle Koffe des Generals, „du hast auch deine Postkillion an den Friedhof richter prompt ausgerichtet. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, du sollst auch mit mir zufrieden sein. Nun kommt es mir noch darauf an, daß unser letzter Coup gelingt!“

Darauf flüsterte der Visconde seinem Spießgesellen scheinbar noch einige Worte zu und begab sich dann rasch in das andere Zimmer, um sich nunmehr dem General gegenüber an den Tisch zu setzen. Die Mahlzeit war bald beendet, denn der General drängte ungeduldig zum Aufbruch.

„Stilut, Rutz, stult in den Wagen!“ rief er und warf ein Geldstück auf den Tisch, ohne erst auf die Herausgabe des Kleingeldes zu warten, dann verließ er schleunigst den Krug und sprang in den Wagen, sehr erfreut darüber, daß der rotbärtige Postkillion schon auf seinem Sattelpferd saß und die Peitsche massen ließ.

„So recht, peitsche darauf los!“ rief er ihm zu. „Es ist kaum genug, daß man hier in den Bergen so ein launiges Weibchen wie es eine allmodische Postkutsche ist, benutzen muß, um eine solche Meilen weite Reise zu bewerkstelligen!“

Sogleich drückte der rotbärtige seinem Tiere die Sporen in die Weichen, so daß der Wagen im raschesten Tempo über das Pflaster rollte. Aber schon nach zehn Minuten verlangsamte sich die Fahrt wieder, und bald gingen die Pferde nur noch im Schritt. Der General wurde ärgerlich. Er lehnte sich weit aus dem Wagen heraus und schrie dem Koffelente sehr wütend zu: „Zum Donnerwetter, Kerl, schläfst du? Mach doch, daß du vorwärts kommst!“

„Verzeihung, Herr,“ entgegnete jener, den Kopf zur Erde wendend, indem er seine Stimme meisterhaft verstellte, „die Luft saßt ist zu steil, um traben zu können!“

„Wie lange geht es denn noch bergan? Ich lenne mich prima bei der Dunkelheit wirklich in der Gegend nicht mehr aus!“

„O, wir werden gut noch eine Stunde brauchen, bis wir oben sind!“ entgegnete Gaspar.

„Nun, dann wird es wohl das Geschickteste sein, wenn ich zur Erleichterung des Wagens aussteige und ein Stück zu Fuß gehe, ich möchte mir sowieso die Steifheit in den Beinen ein wenig vertreiben“, sagte der Visconde zu seinem Onkel und öffnete die Thüre, ohne erst eine Antwort abzuwarten, den Wagensteher, um auf die Chaussee hinabzuspringen und nun zusammen mit dem Postkillion, der gleichfalls abgesprungen war, am Rande des abschüssigen Weges hinzuschlendern.

„Nun, fragte der Visconde, als der Wagen ein Stück hinaus voraus gekommen war, „alles in Ordnung?“

„Jawohl, Herr!“

„Und die Reihel?“

„Ich habe den Hilod herangezogen; ehe der Wagen nur ein Häkchen den Berg hinab ist, wird sie aus den Augen gegangen sein!“

„Vortrefflich! Und der Hüntenfisch?“

„Wird auf die Minute fallen.“

„Bist du des Schützen so gewiß?“

„O, Sie können ganz unbesorgt sein! Er ist ein ausgezeichneter Sträfling, den ich glücklich in Porto erwischt habe. Er

würde für hundert Milreis die ganze Welt in Brand setzen, ich gebe ihm fünfzig gegeben für den Schuh, und das ist in seinen Augen schon nobel!"

"Über der Keel schwaht vielleicht?"

"Keine Bange! Er ist ja Mitschuldiger!"

"Wenn aber die Pferde trotzdem nicht durchgehen?"

"Daran läßt sich gar nicht zweifeln! Das Sattelpferd vor dem! Es hat, wie mir der Postillion versicherte, dessen Rolle ich nicht spiele, schon drei Reiter ums Leben gebracht. Es ist so schön, daß es vor Feuerwaffen und Trommelschlag unfehlbar erschrickt!"

"Herrlich!"

"Und dann," fuhr Gaspar fort, "können Sie sich wohl vorstellen, Herr, daß sobald die Deichsel aus der Dille herausgefallen ist, der Wagen an die Reine der Pferde schlagen und sie vollends wild machen muß! Die Niederfahrt ist verdammt steil; der Weg hat auf der andern Seite des Berges noch schärfere Abfälle als an dieser und läuft außerdem scharf am Abgrund hin! Ohne Deichsel wird der Wagen sicherlich die Pferde, die keinen Platz zum Ausbiegen haben, zur äußersten Schnelligkeit anspornen!"

"Und," setzte der edle Visconde lachend hinzu, "da der Weg sich mindestens hundert Meter über den Abgrund erhebt, so werden Wagen, Pferde und Untel einen hübschen Satz machen."

"Ja," lachte jetzt auch Gaspar heisslich, "und das wird die Unvorsichtigkeit des Herrn Grafen d'Alvila allerdings nicht gerade ändern, denn ist der General erst tot, so wird der Herr Visconde eben nicht so sehr beilen, den Präsidenten aufzufinden!"

"Im Gegenteil," höhnte der Visconde, "ich werde meine Reise fortsetzen, mich auch zum Präsidenten begeben, aber ihn auf eine Weise bitten, daß mir bestimmt die Gnade verweigert wird."

"Und wenn er doch bequädigt?"

"Nun, so werde ich es schon so einrichten, daß ich erst eine Stunde nach der Hinrichtung in Dporto eintreffe!"

Nach diesem erbaulichen Gespräch zündete sich der Visconde in aller Seelenruhe eine Zigarre an und spazierte wieder gelassen hinter dem Wagen her, während Gaspar ein wenig vorausseilte und beständig mit der Peitsche knallte.

Die bis dahin finstere Nacht fing an, sich zu erhellern. Der Mond erhob sich am Horizonte. In den Wagen zurückgelehnt, sah Ines Vater, der natürlich nicht die geringste Ahnung von dem schrecklichen gegen ihn geplanten Attentat hatte, seine Blicke ruhig über die Wälder schweifen, die tief unter ihm und zur Seite des Weges sich hinzogen. Seine Gedanken waren ganz wo anders. Er sah sich bereits im Geiste vor dem Präsidenten und bereitete sich schon darauf vor, wie er ihm seine Bitte vortragen sollte.

Plötzlich hielt der Wagen an, und der aus seinen Träumen aufstehende alte Herr steckte den Kopf aus dem Schlage, um zu sehen, was der Grund zur Unterbrechung der Fahrt war. Vermutlich hatte der Wagen eben die Höhe des Berges erreicht, und die Pferde waren nun ihrer Gewohnheit folgend stehen geblieben, um den Postillion zu erwarten. Der General musterte bei dieser Gelegenheit seine Umgebung genauer. Zu seiner Linken lag ein ziemlich dichtes Eichengeholz, über das der Mond ein noch unbestimmtes Licht warf, zu seiner Rechten ein niedriges Gebüsch und vor ihm senkte sich die Straße, wie er erst jetzt bemerkte, plötzlich, so daß sich annehmen ließ, daß sie dicht vor einem steilen Abhang angelangt waren. Wo nun der Postillion und sein Koffe blieben? ... Beide waren noch nicht auf der Höhe der Aufsahrt angelangt. Jedoch jetzt vernahm er ihre Stimmen und von Zeit zu Zeit auch das Knallen von Gaspars Peitsche.

Der General wurde ärgerlich. Er lehnte sich wieder mit dem halben Körper zum Wagen hinaus und rief, so laut er konnte: "Zum Henker! Weshalb laßt ihr mich denn allein? Vorwärts, Kniz und Postillion!"

Aber da fiel plötzlich, kaum drei Schritte von ihm entfernt, im Dickicht zur Linken des Weges ein Schuß, so daß das Sattelpferd aufsetzt hoch aufbäumte, dann wieder einer und zu gleicher Zeit sprang ein Hund bellend auf den Weg hinaus und rief eine Stimme aus dem Gehölz: "Apporte, Tyras, apporte!" Dann verfloßen kaum noch einige Sekunden, und die schon gewordenen Pferde schürzten vorwärts und rissen den Wagen in rasender Eile den steilen Abhang hinunter. Wohl singen jetzt der Postillion und der Visconde an, schneller zu laufen, aber sie vermochten den Wagen nicht mehr einzuholen, und der anfangs nur beunruhigte General wurde von höchstem Entsetzen ergriffen, als er bemerkte, daß sie weit hinter ihm zurückblieben.

Und nun trat ein, was Gaspar vorausgesagt hatte: die Deichsel des Wagens, die durch den Bindestock nicht mehr festgehalten wurde, fiel aus der Dille und schleppte auf dem Wege, während der Wagen selbst an die Hinterbeine der schon gewordenen Pferde schlug. Der General begriff auf der Stelle die unerbittbare Situation, in der er sich befand, er sah wohl, daß die Straße hundert Meter vor ihm eine jähe Wendung machte und vermauerte links

dieser Wendung bereits den Abgrund. Schleunigst versuchte er den Wagenschlag zu öffnen und trotz der damit verbundenen Gefahr hinauszufliegen, aber der Visconde hatte, als er vorher ausstieg, heimlichlicherweise den Mantel seines Untels zwischen den Wagenschlag geklemmt und von diesem Mantel wurde der alte Herr jetzt festgehalten, während Wagen und Pferde in rasender Schnelligkeit weiter abwärts flogen und bald kaum noch fünfzig Meter vom Abgrund entfernt waren. Schon glaubte sich der General unrettbar verloren und empfahl seine Seele Gott, da erschien plötzlich im letzten entscheidenden Moment ein Reiter, der von der entgegengesetzten Seite den Abhang, auf dem der General so jäh hinabgeritten wurde, heraufkam, am äußersten Rande der Wegbiegung, und warf sich, mit einem Blick die Gefahr erkennend, dem Wagen entgegen. Dann stammte ein Feuerstein auf, pfliff eine Kugel, ertönte ein Knall, und das Sattelpferd fiel, vor die Ecken getroffen, quer über den Weg tot zur Erde, und die Vorderäder des Wagens gingen ihm bei der Heftigkeit des Hinabrollens über den Leib, aber die Hinterräder standen fest und das Gefährt hielt plötzlich inne. Wer mochte dieser entschlossene Reiter in höchster Not gewesen sein? ... Der General hatte ihn sofort erkannt.

"Danke dir, Henriquez, mein wackerer Junge," rief er, aus dem Wagen springend, und ergriß die Hände des jungen Reiters, um sie herzlich zu drücken, "du rettetest mir das Leben und zugleich das meiner Tochter und des Grafen d'Alvila!"

"Donna Ines! Dom Joä! Wo sind sie?" fragte Henriquez in größter Spannung.

"Joä ist gefangen und zum Tode verurteilt!" entgegnete der General traurig.

Da schrie Henriquez verzweifelt auf. So war er also doch schon zu spät gekommen, hatten Jeronimo, des biederen Waldwärters Andeutungen, die er ihm gegeben, als er nach dem Abschied von dem Hiltmeister zufällig mit ihm zusammen getroffen war, nicht vermocht, Joä noch retten zu können. Ja, Jeronimo hatte ihm gesagt, daß der General, Joä und Ines wahrscheinlich nach Dporto zu entkommen suchen würden und Henriquez hatte gehofft, sie noch einholen und warnen zu können, aber vergebens! Mit der größten Ausdauer war der treue Quispe aus dem lästigen Kenner, den Jeronimo ihm verschafft hatte, gen Dporto gekommen, war er noch gestern abend vor Dporto an die Poststation gelangt, von der der Weg ins Gebirge führte, den, wie er aus Anweisungen des Posthalters entnommen, der General genommen hatte, und es war ihm auch geglückt, den alten Herrn zu erreichen. ... doch in welcher schrecklichen Situation hatte er ihn jetzt gefunden! Fürwahr, in tiefster Bewegung vernahm Henriquez von dem alten Herrn, daß derselbe seine Tochter in Dporto in der Nähe des dort eingekerkerten Grafen d'Alvila gelassen habe und nun in der Begleitung des Visconde auf dem Wege zu der fernem Sommerresidenz des Präsidenten sei, um ihn um das schon verwickelte Leben Joäs anzusehen!

Trübsinnig hörte er zu, als der General erzählte, was sich in den letzten vierundzwanzig Stunden zugetragen hatte, und schon wollte er ihm sagen, daß allein nur der Visconde im Verein mit Gaspar Joä ins Verderben gebracht hätten, aber er unterließ es doch schließlich in der richtigen Erwägung, daß er ja seine Anklage gegen den Knecht des Generals auf keine positiven Beweise stützen konnte und daß der General, der dem Visconde sehr freundschaftlich gesinnt war, ihm einfach keinen Glauben schenken würde. Außerdem kam gerade jetzt der Visconde und der "Postillion" ganz außer Atem angerannt.

"Ach Untel, teurer Untel," deklamierte der erstere schon von weitem und suchte seine Verzweiflung, den alten Untel feuch und wohl zu sehen, durch einen Schwall wärmster Freudenbetenungen zu verbergen, "wie glücklich, wie unendlich glücklich ich bin, daß du gerettet bist! Wie heißt denn der prächtige junge Mann, der durch seinen Kernschuß den Wagen zum Stehen brachte?"

"Es ist Henriquez," deutete der General geradezu stolz auf den jungen Burischen. "Wäre er nicht gewesen, wäre ich verloren, er verdient es wirklich, daß auch du ihm deine Anerkennung aussprichst."

Der Visconde erschrak bis ins Innerste, seine Blicke kreuzten sich wie zwei Degenklingen mit denen des jungen Dieners. Er erschauerte, instinktiv ahnte er, daß Henriquez ihn durchschaute. Trotzdem zwang er sich zur Freundslichkeit und besaß sich, Henriquez mit den wärmsten Dankausdrücken geradezu zu überschütten. Auch schien er im höchsten Grade darüber erfreut, als sein Untel jetzt Henriquez aufforderte, ihn zu dem Präsidenten zu begleiten.

Henriquez ignorierte fast die Phrasen des Visconde. Da das Sattelpferd des salbigen Postillons von seiner Kugel gelötet war, beschäftigte er sich eifrig damit, sein eigenes Pferd vor den Wagen zu spannen, während Gaspar, der von Henriquez erkannt zu werden befürchtete, sich wohlweislich im Hintergrunde hielt und Henriquez allein die Arbeit verrichten ließ. Er erhub auch keinen Widerspruch, als letzterer, sowie das Pferd angepannt war, ohne

weiteres das selbe bestieg und die Rolle des Postillions übernahm. Im Gegentheil, froh, nicht von Henriquez erkannt worden zu sein, sprang er hinten auf, entschlossen, bei der ersten sich ihm bietenden günstigen Gelegenheit sich aus dem Staube zu machen. So setzte denn der Wagen die Fahrt nach seinem immer noch fernem Ziel weiter fort.

11. Noch im letzten Moment.

Inzwischen befand sich Ines in furchtbarer Aufregung und Spannung. Schon der nemte Tag war seit der Abreise ihres Vaters herangenaht, schon am nächsten Morgen in aller Frühe sollte der unglückliche José erschossen werden, falls nicht noch bis zum Abend die Begnadigung des Präsidenten in Lporto eintraf, und noch immer war der General nicht zurückgekehrt, noch immer hatte Ines nicht Gewißheit, wie sich das Schicksal ihres Verlobten gestalten würde. Sie war dem Wahnsinn nahe. Sie hatte die Hoffnung auf Rettung des Grafen fast schon aufgegeben. Auch der Platzkommandant, der den innigsten Anteil an dem Schicksal des gefangenen Majors und Donna Ines nahm, wurde unruhig und äng an, zu befürchten, daß die schwere Mission, die sein alter Kamerad General de Vasconcelles übernommen hatte, gescheitert sei. Der General, den er bereits seit einigen Tagen bei dem Präsidenten wählte, würde, falls dieser den Grafen begnadigt hatte, ihm dies sicherlich schon brieflich — denn eine telegraphische Verbindung zwischen Lporto und dem fernem Gebirgsorte existierte nicht — gemeldet haben.

Unruhig schritt er in seinem Dienstzimmer auf und ab. Vielleicht ließ doch noch heute eine erlösende Nachricht mit der Morgenpost ein. Manu hatte daher die Ordonnaiz ihm die eingelassenen Briefe über-

bracht, so stürzte er sich auch schon auf sie. Es war außer dem gewohnten täglichen Briefe Donna Ines an ihren Geliebten in der Tat auch ein Schreiben aus der Ge-

birgsstätte des Präsidenten darunter. Mit begreiflicher Hast öffnete er den an ihn adressierten Brief und las ihn. Doch schon bei den ersten Zeilen verfinsterten sich seine Züge und prägte sich ein gar tiefer Schmerz auf seinem Gesicht aus.

Der Brief war aber nicht, wie er erwartet hatte, von dem General, sondern von dessen Reffen, dem Visconde, geschrieben und lautete:

„Gew. Excellenz muß ich leider die betrübende Mitteilung machen, daß mein armer Onkel General Vasconcelles, vor-

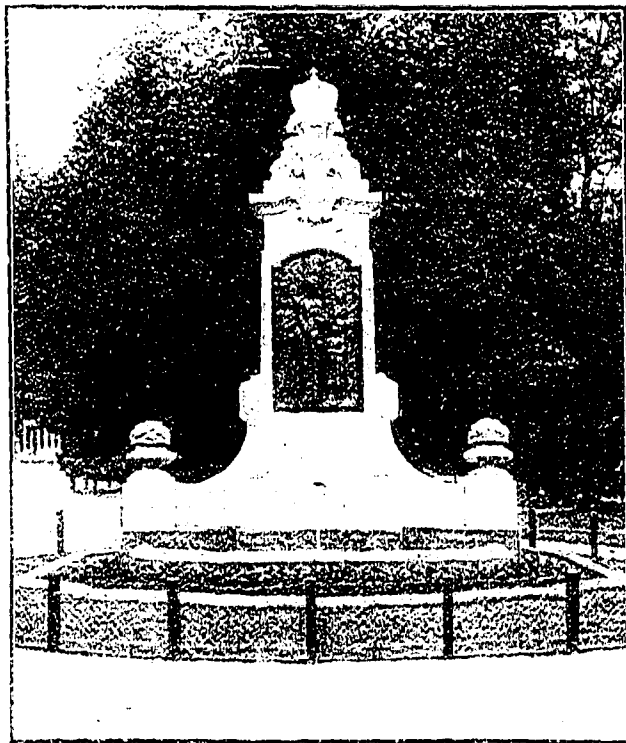
Schmerz fast wahnsinnig ist und daß ich ernstlich für sein Leben fürchte. Er hat den Präsidenten beinahe suffällig gebeten, den Grafen zu begnadigen, jedoch der selbe ist unerbittlich gewesen. Ich habe die Firmsten, der von einem hitzigen Fieber ergriffen worden ist, in ärztliche Behandlung gebracht. Der Arzt will nicht, daß er nach Lporto reist. Sein Leben steht noch auf dem Spiele.

Es ist mir unmöglich, meiner armenusine Donna Ines die Mitteilung von dem Mißerfolg unserer Reise zu machen, helfen Sie, Herr General, mir also, wenigstens sie zu retten. Meiner Meinung nach müssen wir ein Mittel ausfindig machen, daß sie Lporto sogleich verläßt, sie würde den Tag der Exekution noch nicht überleben. — Vielleicht ist die folgende Idee Ihre Zustimmung: Sie erhalten noch einen zweiten Brief unmittelbar nach diesem mit einer Benachrichtigung von mir, daß der Präsident den Grafen d'Alva zwar nicht begnadigt, aber seine Hinrichtung um vier Wochen verschoben hat. Ferner, daß Hoffnung vorhanden ist, den Präsidenten während dieser Zeit noch zu einer Änderung seines Entschlusses zu bewegen. Dann beschwöre ich Gew. Excellenz, Donna Ines zuzureden, sogleich nach Lissabon zu reisen, wohin der Präsident dann sicher schon wieder zurückgekehrt sein wird, und ihr die Überzeugung beizubringen, daß er ihren Bitten und Tränen nicht werde widerstehen können. Auf diese Weise dürften wir es allein verhindern können, daß Donna Ines gerade in der Schreckensstunde, die ihrem José den Tod bringt, noch in Lporto anwesend ist.“

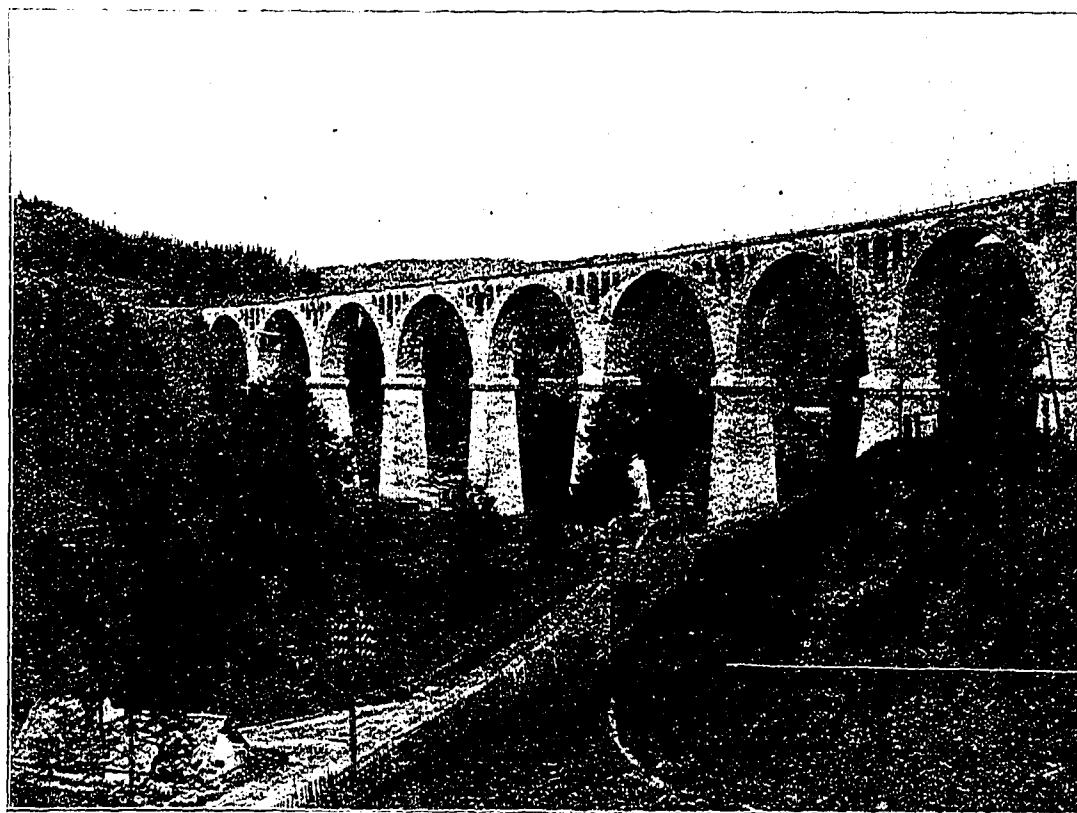
Erst nach langem inneren Kampfe entschloß sich der Kommandant, die Bitte des Visconde zu erfüllen. In der Tat, nur auf diese Weise konnte die unglückliche Braut des Grafen über das schreckliche Schicksal, das ihrem Verlobten morgen beschieden war, wenigstens eine Zeitlang in Unkenntnis und vielleicht von einem ver-

zweifelten Schritte abgehalten werden. — Auch der Graf würde vollständig damit einverstanden sein. So steckte er denn beide Briefe zu sich und begab sich mit schwerem Herzen nach dem Militärgefängnis.

Als er die Zelle Josés betrat, fand er diesen traurig, aber gefaßt auf seinem Bette sitzen. José sprang bei seinem Eintritt sofort auf. „Nun, Herr Kommandant,“ fragte er, „Sie bringen mir gar nicht wieder einen Brief von Donna Ines?“



Ein Denkmal der Dankbarkeit für eine hochherzige Wohlthäterin am Mondsee in Oberösterreich. (Mit Text.)



Der neue Viadukt der Thüringer Waldbahn (Ganscha—Wallendorf) bei Wallendorf, dessen Bau kürzlich beendet wurde. Die Strecke der neuen Bahn wird im Herbst eröffnet.

„Hier ist er“, entgegnete der Kommandant und überreichte ihm Jues Schreiben. „Leider wird Ihnen Ihre Frau Braut noch nicht die erfreuliche Nachricht geben können, auf die Sie und auch ich mit so großer Sehnsucht warten. Bis jetzt habe ich noch keinen Bescheid vom Herrn General erhalten...“



Grazia Deledda,
bekannte italienische Dichterin. (Mit Text.)

„Josef hatte bereits, während der Kommandant immer noch sprach, den Brief erbrochen und gelesen.“

„Nein, Herr General“, entgegnete er feindselig, „meine Braut spricht in diesem Briefe nur die Hoffnung aus, daß die Begnadigung doch noch im Laufe dieses Tages eintreffen wird, ermahnt mich, mein Vertrauen auf Gott und die Humanität des Herrn Präsidenten nicht aufzugeben und den Mut nicht zu verlieren. Die Kräfte! Ich glaube nicht mehr, daß Ihre Hoffnung sich erfüllen wird! Sie wissen, daß ich den Tod nicht fürchte, Herr Kommandant, bitte, sagen Sie mir alles. Ich habe es Ihnen bereits angemerkt, daß die Reise des Herrn Visconcelles eine vergebliche gewesen ist...“

„Ich kann es Ihnen leider nicht verhehlen, Herr Graf“, erwiderte der Kommandant. „Ich habe heute morgen ein Schreiben des Herrn Visconde erhalten, das auch mir alle Hoffnung benehmen hat.“

„Darf ich von seinem Inhalt Kenntnis nehmen?“ fragte Josef gleichend.

Mit bekümmertem Gesicht zog jetzt der Kommandant den Brief des Visconde aus der Tasche und übergab diesen Josef, der seine Fassung schnell wieder gewonnen hatte und die umliegenden Zeilen scheinbar ohne Erregung las. Ja, über das bleiche Antlitz des Gefangenen glitt sogar ein wehmütiges Lächeln, als er den Brief dem Kommandanten zurückgab und sagte:

„Der Herr Visconde hat durchaus recht: unter keinen Umständen darf Jues morgen in Porto sein! Sie würden wahrscheinlich werden, der vor Gram sterben! Ich bin dem Visconde von ganzem Herzen dankbar für die Bitte, die er in Jues' Interesse an Sie, Herr Kommandant, gerichtet hat und auch ich beschwöre Sie, alles mögliche anzubieten, daß Jues möglichst noch heute Porto verläßt. Wann erwarten Sie den in dem Schreiben avisierten zweiten Brief des Visconde?“

„Heute mittag.“

„Nun, so übergeben Sie ihn zugleich meiner Braut. Auch ich werde die schreiben und sie bitten, in Lissabon die Zukunft des Präsidenten zu erwarten und zugleich dorthin abzureisen. Und nun, Herr Kommandant, lassen Sie mich wohl allein, ich möchte mich nicht über Gebühr erweichen lassen... Ich will heute und gesamt sterben!“

Noch einmal ergüßte er die Hand des Kom-

mandanten, dem Tränen in den Augen standen, und befahte sie herzlich; dann zog er, nachdem der Kommandant kaum die Tür hinter sich geschlossen hatte, den bis dahin sorgfältig am Leibe verborgen gehaltenen Dolch hervor, küßte nochmals ein Medaillonbild Jues' und setzte entschlossen die Spitze der haarstarken Waffe auf seine rasch entblößte Brust.

Und schon wollte er nach einem letzten kurzen Gebet den Dolch in sein Herz versenken, da wurde die Tür seiner Zelle plötzlich aufgerissen und an der Seite des wieder eintretenden Kommandanten überschritten Jues und ihr Vater, der General, die Schwelle.

Entsetzt prallten sie zurück, als sie die mörderische Waffe in der Hand Joes erblickten, doch schon im nächsten Moment hatte sich Jues auf ihn gestürzt, ihm den Dolch entwunden und hing nun laut schluchzend an seiner Brust.



Professor Dr. Andreas Reuser.
(Mit Text.)

„O mein Geliebter“, stammelte sie unter heißen Tränen des Glücks, „du hast es nicht nötig, dich zu töten, der Brief des Visconde an den Herrn Kommandanten war nur eine schändliche Justifikation, eine teuflische Lüge! Du bist frei und erlöst von deiner Sait, wir bringen dir die frohe Botschaft, daß der Präsident dich mit Zustimmung des Kriegsministers begnadigt, dich voll kommen begnadigt hat!“

Wo ist die Feder, die fähig wäre, jetzt die Gefühle zu schildern, die namenlose Wonne, die die so schwer geprüfte Braut und ihr Vater empfanden, als sie den geliebten, noch im letzten Moment vor einem schrecklichen Tode geretteten Mann im Triumph aus dem Gefängnis führten! Ihr Glück war um so größer, als der Präsident dem Grafen d'Alva nicht allein die Todesstrafe erlassen, sondern ihm auch unter der Bedingung, daß er für immer dem Kampfe gegen die Regierung entsage, gestattet hatte, auf seinen Gütern in der Provinz zu bleiben.

Selbstverständlich weigerte sich der Graf, als ihn Jues mit



Sie im Berliner Zoologischen Garten befindliche Harpyie (Thrasaëlus harpyia). (Mit Text.)
Nach einer Originalzeichnung von M. Z. Hartig.

heissen Witten beehrte, auch nicht einen Augenblick, noch am Tage der Freilassung in einem feierlichen, von Dank erfüllten Schreiben dem Präsidenten zu erklären, daß er fortan sich dem beschiedenen Regime fügen und niemals wieder in den Reihen der Royalisten kämpfen werde.

Schon wenige Wochen später feierten er und Ines ihre Hochzeit in Eporto, an der sich als Gäste auch der alte Infantenoberst, der Rittmeister Santillana und der Kommandant beteiligten. Dann siedelten sie nach Schloß d'Avila über, das vollständig wieder hergestellt wurde, und nirgends gibt es jetzt in Portugal wohl ein Ehepaar, das harmonischer und glücklicher lebt als José und seine treue Ines. General de Vasconcelles, dessen Väter an die des Grafen grenzen, hält treue Nachbarschaft mit seinen Andern. Er und sie haben den schändlichen Visconde, der sich bald darauf entsagte, aus ihrem Gedächtnis für ewig gelöscht, und atmen erleichtert auf, als bald darauf auch die Kunde von Gaspars Tode zu ihnen drang. Der Schwur war schon wenige Tage nach der Rückkehr des Generals und Henriquez aus dem Gebirge in einer tiefen Felschlucht der Serra de Soajo mit zerschmettertem Schädel aufgespiesselt worden und hatte wahrscheinlich ebenso wie sein Spießgeselle, der Visconde, Selbstmord an sich verübt.

Die in so rührender Weise bezeugte Treue Henriquez wurde von dem Grafen und Ines glänzend belohnt. Er und seine alte Mutter Teresa erhielten eine zeitlebens dauernde Freistatt auf Schloß d'Avila, wo Henriquez noch heute das wohlbesoldete Amt eines vertrauten Kammerdieners des Grafen und seiner Gattin bekleidet.

Amor am Strande.

Von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Nach einem wenig schönen Frühling war, wie über Nacht, unversehens der Sommer ins Land gekommen und nun war es, als wollte er all das Versäumte nachholen, denn mit jedem Tage wurde das Wetter schöner und wärmer: als man Ende Juni idrieh, war schon die aller schönste Hundstagshitze da.

„Was uns doch lieber schon jetzt reisen,“ bat Märchen ihre Mutter, „wenn wir jetzt an die See gehen, bekommen wir eine gute Wohnung und leben billiger, als wenn die große Saison erst begonnen hat und die Ferien Gäste kommen.“

Frau Lutter überlegte und fand, daß ihr kluges Märchen, wie immer, so auch diesmal wieder recht hatte.

Bereits am Nachmittage wurde gepackt und schon am nächsten Tage sollte die Abreise erfolgen.

Man hatte auf Empfehlung einer bekanten Familie das Ostseebad Newahl als Aufenthaltsort gewählt, erstens, weil es noch nicht allzu bekannt und infolgedessen auch nicht zu verteuert war, dann aber auch, weil es einen schönen Strand, hohe Dünen und fast immer einen guten Wellengang hatte.

Als Frau Lutter am Schalter zwei Sommerkarten nach Newahl kaufte, bemerkte das kluge Märchen, daß ein Herr im grauen Anzuge nebenan ebenfalls eine Fahrkarte nach Newahl löste. Das interessierte Märchen sehr, denn erstens dachte sie: Gottlob ist man doch nicht allein in dem Nest, dann aber fand sie auch, daß der Herr recht fesch und nett aussah, ein männlich schönes Gesicht und einen prächtigen Schnurrbart habe.

Ein — wie Märchen heimlich meinte — glücklicher Zufall wollte es, daß der Herr im grauen Anzuge vom Schaffner in dasselbe Abteil gesetzt wurde, in welchem die Damen bereits zwei Plätze belegt hatten.

Als er eintrat, grüßte er sie höflich, richtete sich dann in einer Ecke bequem ein und erst als der Zug aus der Bahnhofshalle hinausfuhr, nahm er Veranlassung, die beiden Reisegefährtinnen zu mustern, wobei Märchen bemerkte, daß sein Blick, als er sie prüfend traf, sehr interessant war: sie mußte sich aber doch wohl geirrt haben, denn bereits im nächsten Augenblick nahm der Herr seine Zeitung auf und las so eifrig, als ob die Damen für ihn gar nicht da wären.

Darüber war denn Märchen empört, sah ärgerlich zum Fenster hinaus und fand, daß ihr Reisegefährte ein langweiliger Mensch sei.

Zunehmend jagte der Zug dahin durch die ganz hellen sommerlichen Ähren: die Sonne warf ihre goldigen kanzelnden Strahlen ins Abteil; und Märchens Blicke schweiften hinaus, über die grünen Ähren hinweg, in den blauen Äther hinein, — und so vergaß sie die Gegenwart und träumte sich zurück in vergangene Tage, in viele glückliche Stunden, die sie ehemals verlebt hatte.

Mamachen war inzwischen ein bißchen eingenickt, und der gefällige Traumgott kam zu ihr und zeigte ihr ein gar liebliches Bild, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches. Ihr Märchen leierte in dem Seebad Verlobung! — ein glückliches Lächeln spielte auf dem Gesicht der alten Frau.

Nach zwei Stunden hielt der Zug. Man mußte umsteigen. Und erst zum ersten Male nahm der graue Herr — wie Märchen

ihn großend getauft hatte — von seinen Reisegefährtinnen Notiz, indem er half, ihnen die Gepäckstücke zuzureichen. Dafür belohnte ihn Märchen denn auch mit einem dankbaren Lächeln.

Man bestieg die Kleinbahn und wieder traf es sich so glücklich, daß der graue Herr mit den Damen zusammenfaß. Diesmal aber war er zugänglicher. „Die Herrschaften fahren auch an die See?“ fragte er mit höflichem Lächeln.

Mamachen nickte nur und Märchen sagte: „Nach Newahl.“ „O, das trifft sich gut. Da haben wir ja denselben Weg,“ rief der Herr vergnügt, „gestatten die Damen — Fischer heiße ich.“

Frau Lutter nickte gnädig und stellte dann sich und Märchen vor, die den Kopf ganz wenig verneigte.

Jetzt wurde die Unterhaltung lebhafter, und der graue Herr erwies sich als ein recht guter Gesellschafter. Mamachen war glücklich und ließ schon geheime Hoffnungen aufkeimen, nur Märchen war ein wenig still und zurückhaltend, weil sie sich vorher über die Langweiligkeit ihres Reisegefährten geärgert hatte.

Endlich kam man in Newahl an. Man sagte sich „Adieu“ und „Auf Wiedersehen“ und jeder suchte seine Wohnung auf.

Als die Damen allein waren, fragte Frau Lutter erklaun: „Weshalb warst du denn so still, Märchen?“

„Weil ich mich anfangs über ihn geärgert hatte.“

„Aber Kind, was soll das werden? Wenn du die Männer kurz behandelst, wirst du nie einen bekommen!“

„Mama, ich bitte dich!“

„Du bist bald siebenundzwanzig, Kind!“

„Bitte, reden wir von etwas anderem“, sagte Märchen kurz entschlossen, als aber Mamachen das Thema noch eingehender behandeln wollte, ging die Tochter hinaus und ließ die besorgte alte Frau allein.

Am Nachmittage desselben Tages wollte Märchen schnell in ein Bad nehmen. Es war halb fünf, also hatte sie noch eine halbe Stunde, denn erst um fünf begann die Badezeit für die Damen. Schnell also nahm sie ihr Badestück und den Mantel und trat hinunter zu den Zellen.

Unten angekommen, merkte sie erst, daß sie keinen Schlüssel mitgebracht hatte, um aber den Rückweg zu ersparen, ging sie in eine offenstehende Zelle und machte hier ihre Badetoilette. In dieser Saison erst am 1. Juli offiziell begann, waren natürlich auch noch keine Wärterinnen da, und so war denn Märchen auf sich selbst angewiesen.

Als sie in die kühle Luft stieg, überkam sie ein wahres Wohlgefühl: sie war eine gute Schwimmerin und so warf sie sich mit Kraft und Geschick den ziemlich hochgehenden Wellen entgegen. Eine wilde, tolle Freude kam über sie, das sichere Gefühl ihrer Kraft und ihres Könnens machte sie kühn, und so schwamm sie immer weiter und weiter hinaus. Sie merkte nicht, daß ein Stück heraufkam und die Wellen höher und höher gingen, ganz und gar war sie im Bann dieses Hochgefühls, das sie alles umher vergessen ließ. Endlich aber erwachte sie aber doch aus dem Wonnestrauch und nun schwamm sie schnell zurück ans Land.

Niemand war am Strand. Das wunderte sie nicht. Denn es waren ja kaum erst sechs oder sieben Badegäste am Ort. Schnell schlüpfte sie in ihren Bademantel und wollte ihrer Zelle zufliehen. Plötzlich aber besiel sie ein heilloses Schreck. Sie hatte die Nummer ihrer Zelle vergessen! Was nun? Ratlos irrte sie von einer Zelle zur anderen. Alle waren verschlossen. Entweder hatte der Wärter die Tür ihrer Zelle zugeworfen oder aber vielleicht sie selber hatte es getan, als sie heraufgeschlüpft war. Ratlos irrte sie weiter. Da plötzlich sah sie in der letzten Zelle einen Schlüssel stecken. Schnell entriegelte sie sich, hüllte sie sich fest in ihren Bademantel und klopfte an die Tür.

Und diese Tür tat sich auf und heraus trat, dicht in seinem Mantel gehüllt — der graue Herr.

Einen Augenblick Erstaunen auf der einen, Entsetzen auf der anderen Seite.

Dann er lächelnd: „Ach muß schon um Verzeihung bitten, gnädiges Fräulein, ich hatte ja keine Ahnung, wer da anklopfte.“ Endlich machte sich Märchens Empörung Luft: „Es ist jetzt Badezeit für Damen!“ rief sie wütend.

Und er lächelnd: „Pardon, mein gnädiges Fräulein, es war jetzt nicht mehr, denn es ist bereits zehn Minuten nach fünf; aber darf ich Ihnen vielleicht in irgendeiner Weise behilflich sein?“

Beidämmt erröten hüllte sich Märchen nun recht dicht in ihren Mantel und erzählte dann in kurzen Worten ihr Mißgeschick.

Lächelnd hörte er sie an. Dann ging er zurück in seine Zelle, nahm seine Kleider auf den Arm und sagte laut: „Mein gnädiges Fräulein, wenn ich bitten darf!“

Schon im nächsten Moment war Märchen drinnen, und man bat sie ihn, daß er ihr Beistand holen möge.

Schnell schlüpfte er in seine Kleider und ließ zu der Frau Mama, die denn auch sofort mit einem Dienstmädchen und einer

... Toilettenartikel davonellte und ihr Töchterchen aus der
Längenschaft befreite.

Am Abend traf man sich dann wieder am Strand beim
Monduntergang. „Nun, zürnen Sie mir nicht mehr, gnädiges
Mäulein?“ fragte er heiter.

Erötend antwortete Klärchen: „Aber ich muß Sie ja um Ent-
schuldigung bitten.“

Verrierbild.



... in der heimtückende Gasse?

Und begütigend fügte Ma-
machen hinzu: „Meine Toch-
ter ist nämlich eine passionierte
Schwimmerin und daher kam
es wohl, daß sie etwas länger
als erlaubt im Wasser blieb.“

Von nun an fühlte sich Klär-
chen nicht mehr tief verletzt,
und als der graue Herr dann
zu einem Thema überlente,
griff sie — zur großen Freude
der Mama — ganz lustig in
die Unterhaltung mit ein.

Und von dem Tage an traf
man sich dann regelmäßig. Man
saß zusammen, machte Spa-
ziergänge und Ausflüge und
Segelpartien; und der graue
Herr war immer an Klärchens
Seite, so daß Mamachen aus
den stillen Hoffnungen gar

heraustam und ein Lustschloß nach dem andern baute.

Zu vergnügen die Tage und Wochen, bis die „Saison“ begann.
Es wurde es lebendig in dem stillen Ort. In Hunderten kränkelten
Erkrankungsbedürftigen heran und in wenigen Tagen war aus
dem kleinen Fischerdorf eine große Fremdenkolonie geworden.
Nach wie vor war der graue Herr der Ritter der beiden Damen,
der gälante und zuvorkommende Cavalier, so daß die Hoff-
nungen von Mutter und Tochter mit jedem neuen Tage stiegen.
Da, als die drei wieder einmal am Strande promenierten,
sah der graue Herr einen Bekannten. Und dieser rief: „Ah, mein
Herr Fischer! Gut, daß ich Sie hier treffe! Ich soll Ihnen
Grüße von Ihrer Frau besellen!“

Der Herr Fischer wurde ein wenig verlegen, beherrschte sich aber
wieder und dankte dem Bekannten, den er dann den
Händen verstellte.

Die Damen aber wurden plötzlich sehr still und einsilbig, und
die meinte Frau Lutter sehr energisch, daß es ihr hier unten
nicht mehr werde. Eine Minute darauf waren sie fort.

Von jenem Tage an promenierten die Damen nicht mehr
in Begleitung des grauen Herrn.

Zur Geschichte der Brieftaubenpost.

Von C. T. ...

Seit den ältesten Zeiten, seit den ersten Ursprüngen der Ge-
sittung hat der Mensch der Taube seine Teilnahme zuge-
wendet. Die Bibel und die übrigen ältesten Überlieferungen er-
zählen die Taube als nutzbar und angenehm für den Menschen.
Bereits in hohen Altertümern wurde die Taubenzucht teils um des
Fleischens willen, teils als Liebhaberei betrieben und bei den alten
Kulturvölkern erscheint die Taube schon sehr frühe als Brieftote.

In Griechenland benutzte man die Taube zur Verkündigung
des Erfolges bei den Kampfspiele. Jede Partei nahm Tauben
mit in den Ring, um dieselben nach dem Verlaufe des Kampfes
aufsitzen zu lassen und durch sie die Siegesnachricht den
zuziehenden Freunden zu melden. Die älteste Erwähnung einer
solchen Brieftaube findet man bei Anacreon im Jahre 530 n. Chr.

Ebenso findet sich auch bei den Römern sehr frühe schon die
Benutzung der Taube als Brieftote. In den Schriften des Varro,
Cicero, Cato und anderer Autoren befinden sich eingehende
Mitteilungen über die Brieftaube. Plinius und Aelian erzählen,
daß die Benutzung der Taube als Brieftote bis in das hohe Alter-
tum hinaufreichte. Laurosthenes ließ nach seinem Siege zu Olympia
eine Taube aufsitzen, welche durch ein angehängtes Purpur-
bandchen dem Vater in Argina die Freudenbotschaft verkünden
sollte. Als Decius Brutus im Jahre 41 v. Chr. von Antonius in
Vercina, dem heutigen Modena, belagert wurde, sandte er in des
Namen der römischen Tauben, deren Briefe an den Feind besiegelt
waren. „Was konnte da dem Antonius der Wall, die Wachsamkeit
des die Sperrung des Flusses durch Nebe helfen, da der Bote
doch die Luft floh“, rief Plinius aus.

Auch die Taube des Noah darf nicht unerwähnt bleiben, welche
zu dem Uffahrt im Schnabel als Friedensbote heimkehrte und die
Befreiung der erlösten Göttheit oder die Beendigung des

Kampfes der Elemente -- den geängsteten Menschen und Tieren
verkündete. In ihren Schlussfolgerungen weitgehende Forscher
haben aus dieser biblischen Überlieferung folgern wollen, daß die
Taube schon bei den alten Patriarchen auf deren weiten Wande-
rungen als Sendling benutzt worden sei, um den fernem An-
gehörigen und Freunden hin und wieder ein Zeichen des Lebens-
und des Wohlergehens zu überbringen.

Die eigentliche Geschichte der Brieftaube beginnt damit, daß
der Kalif von Bagdad, Sultan Nur Eddin, im 12. Jahrhundert
n. Chr. die ersten wirklichen Taubenposten einrichtete und durch
dieselben regelmäßige Nachrichten aus allen Teilen des Reiches,
selbst aus Ägypten und Syrien, bezog. In noch großartigerer
Weise richtete der Kalif Ahmed gegen Ende desselben Jahrhunderts
dort die Taubenposten ein. Der ägyptische Sultan Salaheddin
benutzte bei der Belagerung von Akko durch die Kreuzfahrer unter
Königzeit von Jerusalem Tauben als Brieftoten. Vom Ende
des 11. bis etwa zur Mitte des 12. Jahrhunderts war überhaupt
die größte Blütezeit regelmäßiger Taubenposten im Orient. Man
schätzte bewährte Brieftauben sehr hoch und bezahlte sie mit bedeutenden
Summen, bis zu 1000 Dinaren oder 2000 Taler. Nach der
Zerstörung Bagdads durch die Mongolen trat die Liebhaberei für
Brieftauben gleich den meisten andern Erscheinungen der Kultur
und Bildung in den Hinterland; dennoch haben sich jene Brief-
taubenposten im Morgenlande hindurch erhalten. Heutzutage sind
dieselben in neuerer Zeit noch in Bagdad, Aleppo, Cairo usw. In
Ägypten hatte man im 15. Jahrhundert besondere Türme für die
Brieftaubenzucht und Brieftaubenpost erbaut und gegenwärtig
sind z. B. zwischen Teheran und Täbris in Persien regelmäßige
Taubenposten im Gange.

In Europa erscheint die Brieftaube wieder im Niederländischen
Kriege bei der Belagerung von Harlem im Jahre 1573 und zu
Londen im Jahre 1571. Wenig bekannt dürfte es sein, daß die in
England heimischen Rothschilde durch Brieftauben ihren Reich-
tum merklich vermehrt haben. Nathan Rothschild in London ward
plötzlich ein leidenschaftlicher Taubenliebhaber; doch nicht ohne
Niederlage, denn er hatte eine Anzahl tüchtiger Agenten angeworben,
welche den Kriegsheeren auf dem Fuße folgten und über alle
wichtigen Ereignisse eben durch die Brieftauben Berichte ein-
senden mußten. So diente jeder Sieg und jede Niederlage Na-
poleon I. dazu, den kühnen Svalanten zu bereichern. Späterhin
benutzte man Brieftauben vielfach zu dem Zweck, zwischen Paris,
Brüssel und anderen großen Städten die Gewinne der Lotterien
ziehungen einander schnell mitzuteilen, damit man die be-
treffenden Nummern noch zu rechter Zeit austauschen konnte. Dann
wurden regelmäßige Brieftaubenposten eingerichtet, durch welche
die großen Bankiers einander von den Kurschwankungen des Geld-
marktes benachrichtigten. Daher erhielten diese Vögel auch den
Namen Kursauben. In gleicher Weise wurden dann auch die
Warenpreise und alle übrigen wichtigen kaufmännischen Nach-
richten durch die Tauben mitgeteilt, nicht minder sodann auch die
politischen. Taubenposten zwischen Paris, Brüssel und Antwerpen
setzten noch zur Zeit der französischen Revolution des Jahres 1811
die belgischen Zeitungen so früh über die Ereignisse in Paris in
Kenntnis, daß dieselben alle Nachrichten alle Nachrichten alle
Mitteilungen fast immer zu gleicher Zeit veröffentlicht konnten. Auch
die römische Zeitung fand mit andern Städten durch Tauben
in Verbindung und sie konnte deshalb oft bereits nach wenigen
Stunden zur Verwunderung der Leute, die davon keine Kenntnis-
hatten, Ereignisse aus entfernt liegenden Orten genau berichten.
Als im Jahre 1849 der Telegraph zwischen Berlin und Aachen
bereits in Tätigkeit war, von der letzteren Stadt aber bis Brüssel
noch die Leitung fehlte, richtete das Preussische Bureau dafelbst
eine Taubenpost ein, durch welche die Verbreitung der Depeschen
außerordentlich beschleunigt wurden. Der Telegraph ließ dann
aber die Brieftaubenpost bald allenthalben als überflüssig erschei-
nen. Mit ihm konnte sie nicht erfolgreich wetteifern, sie löst daher
von ihrer dereinst weltgeschichtlichen Bedeutung herab -- und
die gitzende Taube ward wieder lediglich zum Liebesboten. T

Unsere Bilder

Neuartiger Samartierdienst der Eisenbahn. Unser Bild zeigt einen
neuen Apparat, den sogenannten Heilungs- und Wiederbelebungsmotor.
„Balmotor“, der im Eisenbahndienst bei Beläunungen oder Vergiftungen
mit großem Erfolge in letzter Zeit angewandt wurde. Durch den „Balmotor“
wird den Beläunten oder Vergifteten Samartierhoffnung gegeben und die Be-
günstigten dadurch wieder zum Leben erweckt. Es ist ein erfindliches Zeichen,
daß auch die Eisenbahn die neuesten Erfindungen dieser Art sich zunutze macht.
Ein Denkmal der Dankbarkeit für eine hochherzige Wohlthat in der
Mondsee in Ober-Österreich. Eine Anzahl dankbarer Bewohner der
dortigen Gegend haben vorstehendes Denkmal für die verstorbenen Schöpfer

Ignatia von Wedde, der Besitzerin der Herrschaft Mondsee, gestiftet. Das Denkmal, nach einem Entwurf von Professor K. von Wener, wurde dieser Tage enthüllt. Die verstorbene Fürstin hat ihr Leben als Wohltätin ausgefüllt und ihr Vermögen zum größten Teil den Armen zugewiesen. Bei ihrem Tode selbst vermacht sie noch große Summen an gemeinnützige Bestrebungen und den Armen.

Eine Dichterin als Parlamentskandidatin. Grazia Teledda, die weit über die Grenzen ihres Vaterlandes bekannte italienische Dichterin, ist anlässlich der bevorstehenden Parlamentswahlen in Italien von ihrem farinidischen Heimatsort Nuoro als Kandidatin aufgestellt worden; sie wird namentlich von der jüngeren Wahlgeneration stark unterstützt. Fräulein Teledda will, wenn sie in die Kammer einzuziehen sollte, über die Gesetzgebung, über Frauen- und Kinderarbeit sprechen. Es ist dies das erste Mal, daß in Italien eine Frau als Parlamentskandidatin aufgestellt worden ist.

Professor Dr. Andreas Sencker, berühmter Rechtsgelehrter, trat nach 30jähriger Lehrtätigkeit an der Universität Basel in den Ruhestand. Der Gelehrte, der im 80. Lebensjahre steht, ist eine Autorität auf dem Gebiete der mittelalterlichen Rechts- und Verfassungsgeichte.

Die Harpyie. Es gibt keinen Haubvogel, in dem imponierendes Äußeres mit Kraft und Stärke so gut vereinigt sind wie bei der Gruppe der Kronenadler, und unter diesen ist die brasilianische Harpyie weitans die mächtigste und stattlichste Art. Gewöhnlich sitzt sie steil aufrecht, den Kopf eingezogen und die mächtigen Fänge durch das lose Bauchgefieder fast vollkommen verdeckt, in majestätischer Ruhe da. Ihre königliche Erscheinung wird durch die eigenartige Federhaube im Nacken noch erhöht. Fast nach Art der Ehen stehen die Augen nach vorn, die vorwärtigen Augenbrauen geben dem Blick etwas eigenartig Herrliches. In Gestalt und Färbung ist sie den europäischen Adlern, also namentlich dem Stein- und Scradler, nicht verwandt; sie gleicht vielmehr einem riesigen Habicht mit verhältnismäßig kurzen Füßen; auch die oberwärts blaugraue und unten weiße Färbung erinnert mehr an diese Vogelgruppe. Gerät die Harpyie in Erregung, so erscheinen die Fänge unter dem Bauchgefieder, der Vogel sieht an einmal hochbeinig und schlant aus, der Körper nimmt eine wagerechte Haltung ein; kurzum, das Tier zeigt sich mit einem Schläge ganz verändert, und in dieser Stellung hat es die Meisterhand unseres Künstlers festgehalten; ganz im Gegensatz zu den Harpyiebildern, die den Vogel in der Ruhe und von vorn gesehen darstellen. Geradezu verblüffend wirkt die mächtige Entwicklung der Fänge. Die Läufe, Behen und Krallen stellen diejenigen der übrigen Haubvögel weit in den Schatten, und die entsprechend mächtige Muskulatur der Beine verleiht diesen fürchterlichen Waffen den nötigen Nachdruck. Die verhältnismäßig kurzen, aber breiten und runden Flügel, sowie der lange Schwanz streichen unsern Vogel zu einem gewandten Waldflieger, der blitzschnell und unverhofft den nichtahnenden Affen vom Aste reißt und ihn, ehe er von seinen langen, spitzen Eckzähnen Gebrauch machen kann, erdolcht und davon trägt. Die Harpyie ist in unseren Zoologischen Gärten eine große Seltenheit; der Berliner Zoo kann also mit Recht stolz auf den herrlichen Vogel sein, der als Vorlage zu unserm Bilde gedient hat. Sie hält sich jedoch gut und erweist sich, da es sich wohl stets um ganz jung aufgezoogene Stücke handelt, als ruhiger und dem Menschen gegenüber weder scheuer noch angrißlustiger Vogel.



Bedenklicher Umstand. — „Die Dame ist die Frau des neuen Amtsrichters.“ — „Sie muß aber sehr uninteressant sein, über die würde in unserm Kaffeekränzchen auch noch nicht ein einziges Wort gesprochen.“

Luther hatte als Mönch die Bibel im Kloster nur in Ketten besetzt und geunden. Mit den Jahrhunderten ist der Preis für alte Bücher ganz enorm gestiegen. Einzelne Bücher, die ein zweites Mal nicht mehr aufzufinden und repräsentieren ein direktes Vermögen. Oder ist es nicht eine Kleinigkeit, daß ein Atlas mit Weltkarten aus den Jahren 1507 und 1516 mit 120000 Mark bezahlt wurde? Dagegen sind die Preise anderer seltener Werke gewissermaßen gering zu nennen, wenigleich sie auch in die Tausende gehen. Werke aus dem 17. Jahrhundert werden je nach Seltenheit und Erhaltung mit 7000 bis 10 000 Mark bezahlt. Bücher aus dem 16. Jahrhundert kosten schon über 10 000 bis 25 000 Mark. Noch ältere Werke haben dann Liebhaberpreise. Summen von 30 000, 40 000 Mark und darüber sind durchaus keine Seltenheit, weil diese Bücher in einem zweiten Exemplar überhaupt nicht existieren. Das neueste Buch der Welt, eine Schöpfung des Milliardärs Pierpont Morgan, ist noch im Druck. Es behandelt die Geschichte der amerikanischen Indianer und umfaßt 26 Bände. Die Ausstattung des Werkes ist eine direkt kostbare und kostet seinem Herausgeber das gesamte Wert, das nur in wenigen Exemplaren für Universitäten bestellbar ist, eine Million und achtzigtausend Mark.

Berliner Humor. Zu Berlin im Tiergarten hatten einmal verschiedene Personen ihre Namen an eine der in demselben befindlichen Statuen geschrieben und aus Muthwillen waren darüber Stielköpfe gemalt worden. Ein wichtiger Mensch der dies bemerkte, schrieb darunter: Hier geschrieben Karren ihre Namen. Der Nachwelt zum Gedächtnis an, und Karren, die nach ihnen kamen, Die setzten ihre Wappen drauf.

Gemeinnütziges

Blumentohl mit Morcheln. Blumentohl wird in Salzwasser abgekocht. Dergleichen gutgewässerte und trockene Morcheln. Dann bereitet man eine Butterauce mit Milde des Blumentohlwassers und würzt sie mit Zitronensaft und den Morcheln.

Schwarzer Kimmel unteres Hübnerejutter gemengt, befördert das Eierlegen. Der Same wird im Herbst geerntet.

Mispfliegenmaden lassen sich von den Champignonbeeten nicht vollständig fernhalten, aber man kann ihre Zahl verringern, wenn beim Mähen des Mistes ungelöschter Staudsalz übergestreut wird. Auf jeden Kubikmeter Mist kommen etwa 1/2 kg Salz.

Bis zum vollen Durchwurzeln der Pflanze müssen die jungen aus Stecklingen gezogenen Rosen geschlossen gehalten werden, d. h. man läßt wenig oder gar keine Luft im Kasten. Sie überwintern dann um so besser und sind eher gebrauchsfertig.

Soll das Badewasser längere Zeit warm erhalten werden, damit man gut, die Wanne, soweit das möglich ist, mit wollenen Tüchern zu umhüllen. Im Notfalle müssen kleine Mengen heißen Wassers, oder den Badenden zu verbrühen, vorzüglich nachgegossen werden.

Für die Treiberei des Khabarders kommen nur wirklich starke Pflanzen in Betracht, da auch nur diese einigermaßen dicke Stiele hervorbringen. Man muß daher noch vor dem Absterben der Blätter einige Pflanzen anpflanzen, welche sich im Laufe des Sommers besonders kräftig entwickelt haben.

Homonym.

Dem Wilden dien' als Wehre ich, Auch an der Schwelte siehst du mich; Am Haus des Handwerksmanns jedwam Triffst du auch jederseit mich an. Ob andern Nut als Mitte mir — Und fernie sei ich stets von dir. Julius Fald.

Auflösung des Rätselsprungs:

Wie lang ist der, der auf der Lebensahrt Des Glückes schone, fast verwehte Zwenden Erinnerung sich zusammenspart? Denn auch vergessen ist verschwendet. Frida Schanz.

Schachlösungen:

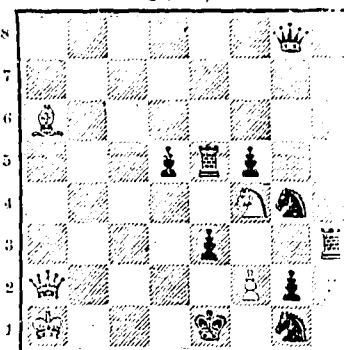
Nr. 88. D b 6 etc. Nr. 89. D f 4 etc

Wichtige Lösungen:

- Nr. 85. M. Rife ich aus Hermannstadt. N. Schmittall aus Zeinheim. S. Schramberger aus Kößel. W. Aramer aus Wösten. Nr. 86. N. Schmittall aus Zeinheim.

Problem Nr. 90.

Von H. Falksch. (Schweizer Schachzeitung 1912.) Schwarz.



Beiß. Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Scherzrätsels: Faugemichts, Z—ange—nichts. — Des Silberrätsels: Zeit, Schiff, Luftschiffahrt. — Des Anagramms: Parma, Palma.

Allerlei

Alles, was sein kann. Herr Wimmel: „Nestig ist sie ja immer gewesen, meine Frau; das muß ich ihr lassen. Als sie mir durchbrannte, nahm sie sogar ihr Strickzeug mit!“

Ein schönes Ziel. Zwei kleine Burschen unterhalten sich lebhaft über ihre diesjährigen Ferienreisen. „Sag mal, Fritz, gehst du dieses Jahr wieder mit deinen Eltern ins Gebirge?“ — Fritz: „Ach glaube nicht; Papa sagte, wir werden dieses Jahr in Monturs gehen.“

Unterried. Stromer (zum Kollegen): „Also in Dresden wartet du Soldat; ich dachte, du hättest in Berlin gefunden!“ — „Nein, in Berlin habe ich gefunden!“

Der Nußbaum mit dem Mühlstein. Bei Walton Hill in England lag viele Jahre als einziger Überrest einer Wassermühle ein umfangreicher und mehrere Zentner schwerer Mühlstein. Vor etwa fünfzig Jahren erhob sich aus der im Mittelpunkt desselben befindlichen Öffnung der Schößling einer Walnuß. Das Bäumchen wuchs fort und fort, bis der Stamm die ganze Öffnung ausfüllte und dann im ferneren Wachstum den Mühlstein mit in die Höhe hob, so daß dieser jetzt fast hoch über dem Boden von dem Stamme des zehn Meter hohen Baumes getragen wird, der reichliche und gute Früchte bringt.

Wertvolle Bücher. Schon in früheren Jahrhunderten gab es in den städtischen Bibliotheken wertvolle Bücher, die man mit Ketten besetzt hatte, um jeglichem Diebstahl vorzubeugen. Meist handelte es sich hier um unersetzbare Handschriften. Der Landgraf Philipp von Hessen, genannt der Großmächtige, erließ im 16. Jahrhundert sogar eine Verfügung, daß zum Schutz gegen Diebstahl Bücher in Ketten gelegt werden mußten. Auch